

tiert, dass „Berufsfeld- und Zielgruppenorientierung dringlicher gefragt seien als Methoden-Orientierung“ (zit. nach PETERS 1991, 282).

Angesichts der Auflösung traditioneller Selbstverständlichkeiten wird nun Flexibilität in den Erkenntnis- und Handlungsmustern verlangt, nicht aber Starrheit im Sinne eines einmal gelernten, „abgrenzbaren Fachwissens“ oder/und einmal festgelegter allgemein akzeptierter Normen. Das naturwissenschaftliche Erkenntnisideal verliert also an Bedeutung, da im Rahmen dieses Ideals allenfalls die Re-kombinierung von Ursachen und Wirkungen thematisiert werden kann. Andererseits impliziert dieses Umdenken den Abschied vom sozialwissenschaftlichen Analysemodell traditioneller Prägung, in dem bisher einseitig Determination – etwa der Klientel durch gesellschaftliche Leidenszufügungen – gesichtet wurde. Das „leidende“ Subjekt mit seiner Eigendynamik rückt in den Mittelpunkt (vgl. THIERSCH 1992, 23f). „Anfangen wo der/die KlientIn steht“; es geht darum, dass die/der ErzieherIn die Situationen, Gelegenheiten und Räume so gestaltet, dass Hilfe zur Selbsthilfe in den gegebenen Struktur-, Verständnis- und Handlungsmustern des/der jeweiligen KlientIn ihren Ausgang nimmt und dass sie individuelle und/oder soziale Ressourcen so stabilisieren, wecken und stärken, dass der/die KlientIn sich weiterorientieren kann. Letztendlich geht es darum, durch individuell situativ angemessene Formen des Umgangs die Selbständigkeit und Eigeninitiative der KlientInnen zu aktivieren, damit sie Sinn und Selbstbestimmung erfahren, damit die jeweils Betroffenen unter sich zu tragfähigen Lösungen kommen. Der/die KlientIn wird als selbständige(r), für sich selbst sorgende(n) BürgerIn betrachtet.

In der Heimerziehung geht es jetzt darum, Konzepte zu entwickeln, die vom Kind/Jugendlichen und eventuell seiner Familie ausgehen (Becker/May in PETERS 1991, 252). Es geht konkret um die Gestaltung von Umwelten statt um konfrontative Veränderungen von Kindern und Jugendlichen. ErzieherInnen sollen die notwendigen und günstigen Lebens- und Lernbedingungen arrangieren, damit die Minderjährigen sich weiterentwickeln können. Hierbei sollen sie sich an den jeweiligen bisherigen Lebenserfahrungen der Kinder und Jugendlichen orientieren, damit es nicht zu einem radikalen Identitätsbruch kommt. Im alltäglichen Zusammenleben soll (zielgerichtete) Erziehung durch die Fachleute erfolgen. Das Gelingen des Alltags erweist sich daran, dass für die Kinder und Jugendlichen Teilhabe und Entwicklung selbstverständlich möglich sind. Teilhabe schließt auch ein, dass es ihr Alltag und ihr Leben ist, das gelebt wird, nicht das der Institution. Das Konzept der Lebensweltorientierung richtet sich gegen Devianztheorien oder Pathologisierungen: die Wahrnehmung der ErzieherInnen konzentriert sich nicht auf Störungen und Abweichungen des Kindes oder Jugendlichen, sondern auf seine Lebensverhältnisse und die durch die Erfahrung beeinflussten Bedürfnisse. Die Verhaltensweisen werden hier als Willenskundgebungen verstanden, d.h. als Ausdruck konkreter Interesse und Bedürfnisse, die es bei der Realisierung zu unterstützen gilt. In einer vorgefundenen Umgebung werden ihre Lebensäußerungen zunächst einmal ernst genommen, ohne den Anspruch zu erheben, sie besser interpretieren zu können als der Minderjährige selbst. Im Vordergrund hat vielmehr die Frage zu stehen, was im Verhalten an Ansprüchen hinsichtlich dessen, was sich hier an Situation entfalten soll (welche Regeln gelten sollen und wie auch der stoffliche Raum beschaffen sein soll), deutlich wird, damit originäre Lernprozesse stattfinden können.

Seit Ende der 80er Jahre schlägt dieses Professionalisierungsmodell zunehmend in der Diversifizierung von Dienstleistungen durch. Heimerziehung wird deutlich variabler als bisher (s.o.1.1.2.). HeimerzieherInnen werden immer weniger im geschützten Milieu der Institution tätig sein, sondern in unterschiedlichen Lebenswelten („Projekten“). Diese neue Orientierung setzt verstärkt Offenheit, Kommunikations- und Reflexionsfähig-